

Berthe Obermanns

GLEICH UNTER DER HAUT

Roman

Osburg Verlag

6

Seit heute Morgen schneit es, der Schnee hat sich bereits wie eine Decke über die Stadt gelegt. Wir treffen uns im Park. Lou umarmt mich zur Begrüßung, schlingt ihre Arme um meine Brust und drückt ihr Gesicht an meinen Hals. Ich spüre ihren Atem auf meiner Haut, was mich erregt.

»Lass uns etwas in den Schnee schreiben«, schlägt sie vor – noch in der Umarmung, noch immer ganz nah an meinem Hals. Wir stellen uns auf die Rasenfläche in der Mitte des Parks, die schon komplett von Schnee bedeckt ist. Kein Grün ist mehr zu erkennen, nur noch Weiß. Lou geht ein paar Meter von mir weg, ich sehe ihren Schritten im Schnee nach.

»Aber nicht schauen!«, ruft sie mir zu.

Wir laufen Worte in den Schnee, indem wir winzig kleine Schritte machen und für jeden neuen Buchstaben ein Stück nach vorne springen, an die richtige Stelle. Ich bin vor ihr fertig, schaue sie an. Sie stampft kraftvoll mit den Füßen auf, bewegt sich hüpfend durch den Schnee, ganz konzentriert und versunken. Nur sie schaue ich an, nicht die Buchstaben, die sie schreibt.

»So, jetzt lese ich dein Wort und du meines«, sagt sie laut, als auch sie fertig geschrieben hat. Wir tauschen unsere Plätze.

»Nichts« steht da.

»Warum dieses Wort?«, frage ich und komme mir lächerlich und unkreativ vor, weil ich nur Lous Namen in den Schnee geschrieben habe.

»Nur so, fiel mir gerade ein.«

Ich glaube ihr nicht, frage nochmal nach.

Lou antwortet, dass dieses Wort nur das erste eines Satzes sei.

»Und was für ein Satz?«

Dass sie noch überlegen müsse, sagt sie, überlegen, ob der Satz richtig sei. Dass sie nichts Unnötiges sagen wolle. »Die meisten Menschen richten sich in ihrem Dasein ein. In dem, was sie kennen. Die Realitäten verändern sich, dann richten sie sich neu ein, es ist immer ein Einrichten. Man hört es auch an der Sprache. Wenn Menschen sich in ihrer Sprache eingerichtet haben, klingt alles gleich. Das möchte ich nicht. Zumindest in dieser Realität nicht. Wenn es eine Realität gäbe, in der weniger von allem da wäre, in der es nicht so sehr um das Gesagte ginge, nicht so sehr um all das Greifbare, sondern um alles andere, um das, was verschwiegen wird, was man für unaussprechlich hält, dann würde ich mich einrichten in meiner Sprache, weil es dann nicht mehr auf die Worte ankäme.«

Ich nicke, obwohl ich nicht weiß, was sie damit sagen möchte.

Sie steht vor der Schneefläche mit unseren Worten, betrachtet sie, sagt, es mache sie traurig, dass all das bald nicht mehr existent sein werde. »Wenn der Schnee tauen wird, werden auch unsere Worte verschwunden sein, einfach so, als seien sie nicht wichtig oder als hätte es sie

nie gegeben.« Sie sagt es ganz leise, dann setzt sie sich auf die Parkbank, schaut vor sich hin, bewegt ihre Füße hin und her. Der Schnee darunter ist bald grau, nicht mehr weiß. Ich setze mich neben sie, so nah, dass sich unsere Körper berühren, und frage: »Was meinst du mit den verschiedenen Realitäten? Gibt es nicht nur eine?«

Sie schweigt, fährt sich mit den Händen durch die Haare und flüstert mir zu – fast so, als sei es ein Geheimnis: »Nein, es muss mehrere geben. Wenn man an den Tod denkt zum Beispiel, verändert sich alles, dann ist das eine neue Realität. Wenn ich mir vorstelle, dass ich morgen sterben könnte oder noch heute Nacht, wenn ich mir vorstelle, wie ich in ein paar Minuten oder morgen oder nächste Woche zum Erfrieren nach draußen gehen würde, wirkt alles plötzlich ganz anders, irgendwie wertloser und wertvoller zugleich, dann betrachtet man die Dinge und Menschen um sich herum auf eine ganz neue Art und Weise. Das ist doch spannend.«

Für einen kurzen Moment habe ich Angst um sie, doch ich spreche es nicht aus, erzähle ihr nur, dass ich den Gedanken kenne, dass ich mich auch schon gefragt habe, wie sich der Tod anfühlen wird, aber noch nie so kurz davor war, zu sterben, dass sich dadurch die Welt um mich herum verändert hat.

Lou nickt, lächelt ein bisschen. Ob sie schon einmal an dem Punkt gewesen sei, frage ich.

»Bei mir gibt es keine Punkte«, antwortet sie, »nur Linien.«

»Und das mit dem Gesagten, wie meinstest du das?«, frage ich weiter. Immer ist da das Bedürfnis, sie zu verstehen – trotz ihrer kryptischen Worte und obwohl ich ahne, dass sie mir nie konkret antworten wird. Es ist immer ein bisschen wie im Nebel, wenn sie spricht.

»Das ist nicht wichtig, ich denke nur, dass die Menschen sich zu sehr an den Worten festhalten, obwohl das Ungesagte viel wichtiger ist. Und wegen der vielen Worte hören sie auf, sich zu sehen, sich so sehen zu wollen, wie sie sind.«

Ich weiß nicht, was ich darauf antworten soll, überlege noch, als Lou sagt, dass ihr kalt sei. Auch mir ist kalt. Wir stehen auf und gehen los, ganz eng und fest aneinandergedrückt. Lou dreht sich noch einmal zu unseren Worten um, bleibt für einen kurzen Moment stehen.

Auf dem Weg zu ihrer Wohnung sagt sie, sie könne sich nicht entscheiden. Ich frage sie, zwischen was sie sich entscheiden wolle. Sie schweigt eine Weile, dann sagt sie, dass sie das auch nicht so genau wisse. Von der Seite aus schaue ich sie an und meine, Tränen an ihrer Wange entlanglaufen zu sehen. Vielleicht ist es aber auch nur geschmolzener Schnee. Ich gebe ihr einen Kuss auf die Stirn.

Bei ihr zu Hause wirkt sie plötzlich ausgelassen, beinahe manisch. Ganz anders als noch vorhin. Sie öffnet die Balkontür – trotz der Kälte –, nimmt die Katze auf den Arm und läuft mit ihr durchs Zimmer, während sie ihr den Bauch kraut. Dann setzen wir uns mitten im Wohnzimmer auf den Boden und Lou fängt an zu erzählen. Dabei steht sie immer wieder auf und läuft durch den Raum. Sie ist ganz aufgeregt, ich komme kaum mit, so schnell redet sie, so viel erzählt sie. Es geht hauptsächlich um Literatur. Sie springt von Pynchon zu Jelinek, von Camus zu Sartre und immer wieder flicht sie Gedanken zu Beckett ein. Immer wieder Beckett.

Später erzählt sie von Tom Waits, Leonard Cohen und Patti Smith, spielt mir Lieder vor, fragt mich, wie sie mir

gefallen. Ich sage ihr, dass ich mich nicht so gut auskenne mit Musik.

»Macht nichts«, sagt sie und stellt nach, wie Catherine Deneuve in Polanskis »Ekel« ein totes Kaninchen durch die Wohnung trägt, erzählt davon, wie in dem Film Hände aus den Wänden kommen, um nach der Schauspielerin zu greifen. Und dass sie sie erkannt habe, die Hände. Ich frage sie, wie sie das meine. Sie antwortet nicht, schaut zur Seite.

Tom Waits singt »Hope I don't fall in love with you«. Lou singt mit, ihre Stimme hell, dann sagt sie: »So geht es mir auch mit dir.« Dabei kuschelt sie sich an mich, die Katze kommt zu uns und legt sich vor unsere Füße.

Ich drehe meinen Kopf zu Lou, frage sie, warum sie das hoffe.

»Es ist wie in dem Lied. Wenn ich mich verliebe, macht mich das traurig.«

»Warum?«, frage ich wieder und überlege, ob ich ihr sagen könnte, dass es bei mir nicht mehr ums Hoffen geht, dass es zu spät ist und ich mich schon längst verliebt habe. Doch bevor ich es aussprechen kann, sagt Lou: »Weil alles ein Ende hat. Mit der Liebe ist es wie mit dem Leben. Wie mit unseren Worten im Schnee. Erst sieht man sie noch, sind sie noch da, doch dann wird das Schneetreiben dichter, die Welt verschwindet hinter einem weißen Vorhang, die Worte werden zugedeckt, und von einem Moment auf den anderen ist es, als hätte es sie nie gegeben.«

Ich sage nichts dazu, nehme sie nur fest in den Arm. Tom Waits singt noch immer. »I can see that you are lonesome just like me.«

Und ja, vielleicht ist es das, vielleicht ist es die Einsamkeit, die uns verbindet, denke ich und schließe für einen Moment die Augen, um Lous Körper besser spüren zu können. Am liebsten würde ich immer weiter hier sitzen

bleiben, mit ihrem Körper in meinem Arm, immerzu ihr Gesicht betrachten, das diesen grauen Winter weniger hässlich sein lässt. Doch schon nach ein paar Minuten steht Lou wieder auf, stellt sich aufs Sofa und schreibt mit Filzstift etwas auf die Tapete. Ganz konzentriert ist sie, nur ihr rechter Arm bewegt sich, mit dem linken stützt sie sich an der Wand ab. Nachdem sie fertig geschrieben hat, bleibt sie eine Weile stehen, ihre Worte musternd, bevor sie sich zu mir umdreht.

»Schau, das ist der Satz.«

Sie hat klein geschrieben – in der schönsten Schrift, die ich je gesehen habe: schwungvoll, jeder Buchstabe mit langen Bögen, die Linien akkurat und gerade.

»Nichts ist realer als das Nichts« steht an der Wand.

»Meinst du, er ist richtig, der Satz?«, flüstert sie mir zu.

»Ich weiß nicht«, antworte ich, komme mir dumm vor dabei und frage sie, ob sie ihn sich ausgedacht habe.

Sie lacht, schüttelt den Kopf und sagt: »Beckett.«

Am Abend erzähle ich Nora von Lou, von unseren Worten im Schnee, erzähle ihr, dass wir uns für morgen verabredet haben und wie sehr ich mich auf das Treffen freue. Ich rede immer weiter, obwohl ich merke, dass alle Worte zu nichtssagend sind für das, was ich schon jetzt für Lou empfinde. Alles mit ihr ist so intensiv, so schön, doch gleichzeitig strengt es mich an. Ich sage es Nora, umarme sie und lege mich hin.

Mitten in der Nacht schrecke ich aus dem Schlaf hoch, sehe dunkle Schatten durchs Zimmer huschen und habe Angst, furchtbare Angst. Nur ein Traum, sage ich mir immer wieder, rede mir ein, dass alles gut ist. Bilder von Lou tauchen vor meinen Augen auf. In meinem Traum

trug sie ein rot-weiß gestreiftes T-Shirt und lief die Bahn-
gleise entlang, auf einer der Schienen wie auf einer Linie.
Ich sah, wie ein Zug auf sie zufuhr, wollte sie warnen,
öffnete meinen Mund, um ihr etwas zuzurufen, aber es
kamen keine Töne aus ihm heraus. Ganz still war es. Der
Zug fuhr vorbei, und danach war nichts zu sehen, kein
Blut, kein toter Körper, nur dunkles, schwarzes Nichts.

Mein Mund fühlt sich an, als sei er mit Stroh gefüllt,
ich stehe auf, stolpere in die Küche und trinke Wasser aus
dem Hahn. Nur ein Traum, es war nur ein Traum. Immer
wieder spreche ich diese Worte vor mich hin, um mich zu
beruhigen und dem Drang zu widerstehen, Lou mitten in
der Nacht anzurufen, um zu fragen, ob alles okay sei.

Erst in einer halben Stunde sind wir verabredet. Ich bin
zu früh dran, warte und hoffe so sehr, dass alles gut sein
wird. Und ja, da kommt sie. An ihren Schritten erkenne
ich sie schon von Weitem. Immer dieses Hüpfen bei ihr.
Die Anspannung fällt von mir ab, schnell laufe ich ihr ent-
gegen, fast renne ich. Wir umarmen uns, sie schlingt ihre
Arme um meinen Bauch und sagt, dass sie gerne mit mir
auf den Weihnachtsmarkt gehen würde.

Ich nicke – noch immer in der Umarmung – und flüs-
tere ihr ins Ohr: »Ja, sehr gerne!«

Es ist mir egal, was wir machen, Hauptsache, es ist mit
ihr.

Für einen Moment bleiben wir auf der Rheinbrücke
stehen, legen unsere Arme auf das Geländer, schauen in
die Ferne. Das Wasser reflektiert das in sich zusammen-
fallende Licht am Horizont. Schon von hier aus lässt
sich das pastellfarbene Leuchten der weihnachtlich
geschmückten Innenstadt erkennen: bunt, hell, glitzernd.

Noch ist es nicht voll auf dem Weihnachtsmarkt. Einige Kinder fahren Karussell, die Eltern winken ihnen, vereinzelt kommen uns junge Leute mit Glühweintassen in den Händen entgegen. Lou hakt sich bei mir ein, schaut die einzelnen Stände an, beobachtet die Kinder auf ihren Pferdchen, in ihren Feuerwehrautos und Kutschen. Irgendwann bleibt sie stehen, ich schaue ihr in die Augen, die Weihnachtsbeleuchtung spiegelt sich darin. Sie strahlt, sieht aus wie ein kleines Mädchen, das zum ersten Mal die weihnachtlichen Lichter sieht, die Stände mit Zuckerrübe, den riesigen beleuchteten Tannenbaum.

Wir holen uns Glühwein, sie hält die Tasse mit beiden Händen, scheint zu frieren. Ich lege meinen Arm um sie. So laufen wir weiter in Richtung Hafen, durch die Unterführung, in der ein älterer Mann auf einem Akkordeon Weihnachtslieder spielt. Lou bleibt vor ihm stehen, schaut ihm in die Augen, summt ein bisschen mit. Wie fasziniert sie manchmal von solchen kleinen Dingen ist.

Es wird immer voller, am Hafen scharen sich die Menschen um die Glühweinstände, ihr Lachen und Grölen mischt sich mit dem Geschrei der Möwen. In der Ferne ertönt ein Nebelhorn und dann, mit einem Mal, wirkt Lou unruhig. Ihr Blick hat sich verändert, sie scheint nicht mehr fasziniert von all den Eindrücken, sondern verwundert, fast schon ängstlich.

»Ist alles okay?«, frage ich. Sie antwortet nicht, schaut mich nicht einmal an, geht einfach weiter. Beinahe kommt es mir vor, als hätte sie meine Worte nicht gehört. Viele Menschen kommen uns entgegen, ein Vater mit Kind, ein paar ältere Frauen, eine Gruppe Jugendlicher.

Plötzlich bleibt Lou stehen, inmitten der Menge, starrt mich an und ruft: »Lass uns gehen, ja?« Ihre Stimme klingt fremd.

Ich weiß nicht, was ich tun oder sagen soll, was mit ihr los ist.

Wieder schreit sie: »Lass uns jetzt gehen!« Dabei reißt sie sich von mir los und rennt weg. Ich laufe ihr nach, so schnell ich kann, schaffe es kaum, sie einzuholen. Sie wird immer schneller, macht kleine Sprünge zwischendurch, als würde sie um ihr Leben rennen. Sie rast über die Straße, ohne zu schauen, wäre fast in ein Auto gelaufen. Der Fahrer flucht, hupt und gestikuliert. Die Bremsen quietschen.

In einer Seitenstraße bleibt sie endlich stehen, ich bin kurz hinter ihr. Sie steht gebeugt, ihre Hände auf die Oberschenkel gestützt.

»Hey!«, rufe ich, als ich bei ihr bin.

Sie atmet hörbar ein und aus, schaut zu Boden. Ich bücke mich, um ihr ins Gesicht sehen zu können. Zunächst erwidert sie meinen Blick nicht, doch nachdem ich ein paarmal laut ihren Namen gesagt habe, starrt sie mich mit aufgerissenen Augen an. Dann stellt sie sich aufrecht hin, greift nach meinen Armen und ruft: »Ich bekomme keine Luft, Niklas, ich kann nicht atmen!« Ihre Stimme zittert, ganz verängstigt sieht sie aus.

»Doch, du kannst atmen, ich höre deinen Atem, es ist alles okay, Lou.«

Ich habe keine Ahnung, was mit ihr los ist, was ich tun kann, muss mich auf meinen Instinkt verlassen.

»Ein ... und ... aus«, sage ich immer wieder und atme im Rhythmus meiner Worte mit. Irgendwann passt Lou sich an, wird ruhiger.

»Spürst du, dass du Luft bekommst?«, frage ich dann.

»Ja«, sagt sie leise, setzt sich auf den Boden und legt ihren Oberkörper auf die Straße, die Beine aufgestellt. Da ich nicht weiß, was ich sonst tun soll, was ihr helfen könnte, bleibe ich regungslos neben ihr stehen. Erst jetzt

bemerke ich, dass sich ein paar Menschen um uns versammelt haben und uns anstarren.

»Es ist alles in Ordnung, Sie können weitergehen!«, brülle ich sie an.

Lou liegt noch immer auf dem Boden, ihr Brustkorb hebt und senkt sich, ganz tief atmet sie ein, bemüht, konzentriert, als sei sie immer noch nicht sicher, ob die Luft in ihrer Lunge ankommt. Ich setze mich neben sie, berühre sie am Oberarm, bewege mich nicht, bis sie ruhiger atmet und aufsteht.

»Können wir zu mir gehen? Kommst du bitte noch mit?«, fragt sie.

»Ja, klar.«

Wir laufen nebeneinanderher, sie wirkt mitgenommen. Was das wohl war? Eine Panikattacke? Ich möchte sie fragen, aber nicht jetzt, erst später, wenn es ihr besser geht. Auf dem Weg zu ihrer Wohnung schaut sie sich immer wieder um, als würde jemand sie verfolgen.

»Da ist niemand«, sage ich, aber sie scheint mir nicht zu glauben, wird immer schneller, schaut nach links und rechts, sagt kein Wort. Ihr Schweigen stört mich nicht, ich möchte nur bei ihr sein und wünschte, sie würde sich sicher fühlen bei mir. Aber sie schaut sich um, immer wieder.

Erst in ihrer Wohnung beruhigt sie sich. Ihr Körper bewegt sich wieder sanfter, die Angst verschwindet allmählich aus ihrem Blick, und auch ihre Gesichtszüge entspannen sich. Die Katze kommt uns entgegen, schnurrt, schlängelt sich um Lous Beine. Lou nimmt sie auf den Arm und läuft mit ihr durchs Zimmer, streichelt ihr über den Kopf.

So viele Fragen möchte ich ihr stellen: nach ihrer Vergangenheit, ihren Eltern, diesen Momenten, in denen sie

sich von einer Sekunde auf die andere verändert. Und obwohl ich ahne, dass sie mir wieder nicht antworten wird, fange ich einen Satz an, eine erste Frage. Nur ein paar Worte sage ich, bevor sie mich unterbricht: »Komm, ich zeig dir mein Schlafzimmer.«

Ich gehe ihr nach, vom Wohnzimmer aus führt ein kleiner Gang nach links, ohne Tür. An der Decke hängt eine Lampe aus Papier, mit mehreren Zacken, ein bisschen wie ein Stern sieht sie aus. Auf dem Bett aus massivem, dunklem Holz liegt eine sonnengelbe Woldecke, die einen Kontrast bildet zu den pastellgrünen Wänden. Am Boden stapeln sich einige Bücher, ein Spiegel hängt an der Wand, in der Zimmerecke stehen ein paar Umzugskisten. Einen Kleiderschrank gibt es nicht. Ob sie ihre Kleidung in den Kartons verstaut hat?

Der Spiegel ist groß mit einem goldenen Rand, an der linken, oberen Ecke hängen ein paar Ketten mit Anhängern aus Edelsteinen, der Bergkristall liegt auf einem Schränkchen neben ihrem Bett. Ich schaue auf die Bücherstapel. Viel Beckett, Simone de Beauvoir, Camus, Sartre, Jelinek. Die Namen kenne ich, gelesen habe ich nur irgendwas von Camus, in der Schule. Ich erinnere mich nicht, worum es ging in dem Buch, und für einen Moment fürchte ich, Lou könnte wieder über Literatur sprechen und dieses Mal nicht nur erzählen, sondern auch Fragen stellen. Es gäbe nichts, was ich zu erwidern hätte, vermutlich würde sie mich für uninteressiert halten. Das stimmt nicht, ich kann es nur nicht, kann mich nicht konzentrieren seit dem Tod meiner Eltern. Davor schien alles möglich, das Leben schien auf mich zu warten, ich konnte es vor mir sehen, beinahe danach greifen. Und dann war das alles mit einem Mal verschwunden. Erst jetzt mit Lou, seit unserem Kennenlernen, wird es langsam wieder

sichtbar, und es kommt mir vor, als sei mein Leben eine leere Leinwand, auf die nun nach und nach einzelne Punkte, Striche und Farbtupfer gemalt werden. Bei jedem unserer Treffen ein paar mehr davon, neue Farben und Formen.

Lou stellt sich vor den Spiegel, schaut sich ganz tief in die Augen – nicht eitel dabei, nicht so, als fände sie sich schön oder hässlich, es sieht aus, als hätte es nichts mit ihrem Äußeren zu tun.

»Sehe ich so aus?«, fragt sie irgendwann – den Blick noch immer auf ihr Spiegelbild gerichtet.

Ich verstehe nicht, was sie meint, sage: »Ja ... ich weiß nicht, wie meinst du das?«

»Na, sehe ich so aus?«

Ich denke: Ich liebe dich für das alles, spreche es aber nicht aus, sondern sage nur: »Na klar, aber das siehst und weißt du doch?«

Sie schaut weiter in den Spiegel, dreht ihren Kopf hin und her. Ich stelle mich hinter sie, jetzt sind wir beide zu sehen. Schön sieht das aus. Vorsichtig lege ich meinen Arm um ihre Hüfte, meinen Kopf an ihren.

Lou schaut weiter sich selbst an, sagt: »Nein, ich weiß das nicht, ich weiß ja nicht, wie ich von außen aussehe.« Sie sagt es in den Spiegel wie durch ein Fenster. Ich sage nichts dazu, bleibe einfach stehen, mit meinem Körper an ihrem, ganz leicht nur die Berührungen, schaue uns an, uns beide, wie wir da stehen, möchte es mir einprägen, dieses Bild von uns.

Nach einer Weile lässt Lou sich nach hinten fallen, ich lege mich zu ihr aufs Bett. Und dann, von einem Moment auf den anderen, fängt sie an zu singen, ganz leise nur: »Wild heult der Wolf des Nachts im Wald. Vor Hunger kann er nicht schlafen. Und seine Höhl' ist bitterkalt, er

giert nach fetten Schafen. Du Wolf, du Wolf, komm nicht hierher, mein Kind bekommst du nimmermehr.«

Sie singt schief, aber ihre Stimme ist schön, ganz hell klingt sie. Dass Ronja Räubertochters Mutter immer dieses Lied für ihre Tochter gesungen habe, erzählt sie, dreht sich zu mir und fragt, ob ich ihr über den Kopf streicheln könne. Ich streiche ihr übers Ohr, übers Haar, irgendwann legt sie ihre Hand auf meine, drückt sie an ihr Gesicht und singt weiter: »Du Wolf, du Wolf, komm nicht hierher.«

Ich hebe meinen Kopf, um in den Spiegel schauen zu können, meine Hand noch immer auf Lous Wange. Sie hat die Augen geschlossen, singt leise und immer leiser vor sich hin, bis ihre Stimme verstummt und Stille sich über den Raum legt. Eine seltsame Stille ist es, eine Stille, die alles zudeckt. Nicht einmal die Geräusche der Straße sind noch zu hören. Ich möchte etwas sagen, irgendetwas, nur damit es nicht mehr still ist und das Schweigen endet, denke über die richtigen Worte nach. Lou kommt mir zuvor, sagt: »Birk.«

Ich schaue sie durch den Spiegel hindurch an, weiß nicht, was sie meint.

»Birk, das passt zu dir. Ronja Räubertochter und Birk, weißt du? Wie sie immer über diese Klippe gesprungen sind.«

Birke, Buche, Eiche, Birk, denke ich, sehe Bäume vor mir, nicke.

Immer weiter betrachte ich Lou im Spiegel, es gelingt mir nicht, meinen Blick von ihr abzuwenden. Ich sehe sie von außen und frage mich, wie es in ihrem Innern aussieht.

Ich wollte nicht einschlafen, hatte nicht vor, bei ihr zu übernachten. Als ich aufwache, liegt sie noch neben mir, zusammengerollt wie ein Embryo. Ich reibe meine Hände

aneinander, bin noch halb in meinem Traum, muss den Weg in die Realität erst wieder finden. Noch immer sehe ich mich als weißstämmige Birke in einem dichten Wald stehen, noch immer spüre ich meine Arme als rötlich-braune Äste an meinem Körper hängen. Daran dreieckige Blätter. Ich träumte mich zunächst fest in der Erde, plötzlich hatte ich keine Wurzeln mehr, verlor den Halt. Die Bäume neben mir lachten hämisch, halfen mir nicht, sahen mir nur dabei zu, wie ich auf den Boden fiel.

Eine Weile bleibe ich noch liegen, fahre mit den Händen an meinem Körper entlang. Erst nachdem ich realisiert habe, dass alles gut ist, keine Erde an meinem Körper klebt, auch meine Beine noch vorhanden sind, stehe ich vorsichtig auf. Lou liegt wie eine Kugel neben mir, sie schläft tief, rührt sich nicht. Das Wohnzimmer ist hell erleuchtet, die Sonne scheint herein, es muss schon spät am Morgen sein. Nachdem ich einen Schluck Wasser getrunken habe, schaue ich auf mein Handy. Halb elf. Mist. Ich schreibe Nora, dass es mir leidtue und ich bald da sein werde. Dann schließe ich für einen Moment die Augen, um besser nachdenken zu können. Ich spüre meinen Herzschlag, konzentriere mich auf meinen Atem und frage mich, ob ich Lou wecken sollte. So gerne würde ich mich von ihr verabschieden, doch dann lasse ich sie schlafen, weil ich das Bedürfnis habe, sofort von hier wegzugehen. Irgendetwas wirkt bedrohlich auf mich, ich weiß nicht, ob es mit letzter Nacht zu tun hat, mit Lous Angst oder mit meinem Traum. Mein Hals ist trocken, wie zugeschnürt, als sei Lous Panik auf mich überggesprungen.

Leise hebe ich ein leeres Blatt Papier vom Boden auf, ohne dabei Lous Zeichnungen zu betrachten, und schreibe: »Es war schön mit dir! Ich muss jetzt los, rufst du mich an? Niklas.«

»Na, hattest du Sex?«, ruft Nora mir vom Wohnzimmer aus zu.

»Nein.«

Obwohl ich so lange geschlafen habe wie schon seit Monaten nicht mehr, bin ich erschöpft. Ich möchte nicht reden, nicht erzählen. Alles mit Lou ist so intensiv, so nah – vielleicht zu sehr.

»Ich gehe schnell duschen, okay?«, rufe ich Nora zu. Noch immer kommt es mir vor, als hinge Erde an meinem Körper. Im Badezimmer schaue ich in den Spiegel, und wie aus dem Nichts taucht Lous Gesicht neben meinem auf. Scheiße, werde ich jetzt verrückt? Woher kommt plötzlich dieses Gefühl, bedroht zu sein? Ich kann meinen besorgten Blick erkennen, Lous Gesicht noch immer neben mir im Spiegel, sie starrt mich ausdruckslos an. Lou von außen. Irgendwann lösen sich ihre Konturen auf, sie verschwindet.

Lou von außen

sitzt im Schneidersitz auf dem Bett, den Brief von Niklas in den Händen. Tief und fest hat sie geschlafen – so lange und so gut wie seit Jahren nicht mehr. Beim Aufwachen stand die Sonne schon längst wieder tief über den kleingezackten Silhouetten weit entfernter Häuserreihen, und für einen Moment kam es ihr vor, als hätte sie zum ersten Mal überhaupt wirklich geschlafen. Vielleicht war es Niklas' Hand auf ihrem Kopf, wie sie tröstend über ihr Haar gestreichelt hat. Und nun ist er weg, von jetzt auf gleich, und Lou fürchtet sich davor, ihn nie mehr wiederzusehen. Gleichzeitig ist da etwas in ihr, das sich genau das wünscht, weil es ihr unangenehm ist, dass er sie so sehen musste. Sie wollte den Schein wahren, so tun, als sei alles in Ordnung, als gäbe es solche Momente nicht, hat sich

Mühe gegeben und es dennoch nicht geschafft. Es war zu viel gestern Abend, zu laut, die Farben zu grell. Zu viele Menschen im Außen, zu viel Chaos im Innen.

So gerne sie auch bei ihm sein und seine Nähe spüren würde, so groß ist auch die Angst, ihn zu verlieren, alles zu zerstören – weil sie schon wieder alles falsch macht. Wenn man verzweifelt ist, macht man alles falsch. Sie rollt sich zusammen, betrachtet die Raufasertapete neben ihrem Bett, die immer neue Bilder hervorbringt. Friedlich dahinsegelnde Schwalben werden zu angriffslustigen Möwen, von weiter oben starrt ein Gesicht auf sie herab. Sie zählt die Erhebungen auf der Tapete, immer wieder, und erinnert sich dabei an jemanden, dem sie das mit der Verzweiflung früher schon einmal gesagt hat – jemanden, der daraufhin anfing, über das Selbst, das Ich, die Verzweiflung, über Kierkegaard und Freud zu philosophieren und sie dabei unentwegt musterte. Lou sagte ihm, dass da etwas in ihr sei, das sie nicht greifen könne, und dass sie deshalb nicht wisse, wer oder was ihr richtiges Selbst sei. Daraufhin legte er nur die Hände auf seinen Bauch, verschränkte die Finger ineinander, lehnte sich zurück in seinem Sessel und starrte Lou an, ohne etwas zu erwidern. Er war ein widerlicher alter Sack und verstand gar nichts. Sie sagte, dass man alles falsch mache, wenn man verzweifelt sei, und dass darin das Problem liege. Dann ging sie und kam nie wieder.

Lou steht auf, stellt sich vor die Balkontür, schaut nach draußen, nimmt das Klavierspiel aus der Nachbarwohnung wahr, das Gekicher von spielenden Kindern, den Duft von Gulasch. Der Nebel hüllt die Stadt in ein helles Grau, weniger dicht als in den letzten Tagen. Am Horizont sind ein paar Sonnenflecken zu erkennen.

Es dröhnt in ihrem Kopf, als sei er mit nasser Watte gefüllt. Sie erträgt die Wände ihrer Wohnung nicht mehr, sieht sie immer näher an ihren Körper heranrücken. Deshalb geht sie zum Zeichnen nach draußen. Ein eisiger Tag. Der Himmel ohne Wolken, Nachmittag, die Straßen fast leer. Sie setzt sich auf eine Parkbank, holt ihr Notizbuch aus der Tasche und schreibt: »Seit ich dich kenne, fühlt es sich an, als würde mein Leben Konturen bekommen.« Sie schreibt es für Niklas. Dann fängt sie an zu zeichnen.

Nach einer Weile hält sie inne und überlegt, ob es besser wäre, sich von Niklas zurückzuziehen, ihm zu sagen, dass sie allein sein wolle an Weihnachten – um sich selbst zu schützen. Und ihn.

7

»Oma wird immer schwächer«, sage ich auf dem Weg durchs Krankenhaus.

Nora nickt, hakt sich bei mir ein. »Ich weiß ... und sie schläft so viel im Moment.«

»Meinst du, wir sollten sie nach Hause holen?«

»Jetzt schon?«

Ich zucke mit den Schultern.

»Weihnachten ist ja schon bald, so lange würde ich noch warten«, sagt Nora.

Am Rheinufer setzen wir uns nebeneinander auf eine Mauer. Kaum Menschen sind unterwegs, aber immer, wenn jemand vorübergeht, hört man ein Knirschen. Die Luft riecht nach Frost. Wir lassen unsere Beine schwingen. Ich versuche, eine Symmetrie herzustellen, die Nora immer wieder unterbricht.

»Sie fehlt mir.«

»Wer?«

Sie muss wissen, dass ich Lou meine. Seit Tagen haben wir uns nicht mehr gesehen, trotz meines Briefes hat sie sich nicht gemeldet. Ich wollte zu ihr, jeden Tag, jede

Nacht und habe dennoch nichts getan – ich wollte auf ihren Anruf warten. Nach der Nacht mit ihr fühlte es sich an, als sickerte etwas Bedrohliches in mich ein, etwas, das ich noch nicht einmal richtig greifen konnte. Ich brauchte den ganzen Tag, um mich zu erholen.

»Lou?«, fragt Nora.

Ich nicke und stoße mit meinem Fuß gegen ihren.

»Ich glaube, es ist besser, wenn du dich nicht mehr bei ihr meldest. Da stimmt was nicht.«

Wieder nicke ich.

»Komm, lass uns jetzt endlich den Weihnachtsbaum kaufen!«

Sie entscheidet sich für eine Blautanne. Gemeinsam tragen wir sie nach Hause, beide haben wir unsere Hände am Übertopf, die Nadeln piksen mir ins Gesicht, es juckt, ich sehe schlecht, bin müde.

Wir stellen den Baum ins Wohnzimmer, Nora öffnet die Türen der Schrankwand auf der Suche nach dem Weihnachtsschmuck. Ich habe keine Ahnung, wo er sein könnte, setze mich aufs Sofa, sage, dass ich nochmal wegmüsse.

Ohne Ziel gehe ich los, ein paar Sonnenflecken huschen noch über die Bergflanken, bevor es dunkel wird. Ich laufe immer weiter. Die Bremslichter der Autos spiegeln sich auf dem regennassen Asphalt, ein Strommast zeichnet sich wie ein Gerippe gegen den Nachthimmel ab. Vor mir tauchen blaue Autobahnschilder auf – ich denke an die Ferne und daran, wie Lou gesagt hat, sie wolle mit mir wegfahren. Irgendwohin, wo es schön ist. Aber mit ihr ist es auch hier schön, mit ihr wäre es überall schön. Sonst wie immer nur das Gefühl, als sei meine Existenz völlig wertlos. Als habe das alles keinen Sinn.

Ich drehe um und gehe zu ihr, obwohl ich es nicht vorhatte.

Meine Füße tun weh vom vielen Laufen, meine Hände spüre ich kaum noch, ganz taub sind sie schon vor Kälte. Vor Lous Haus rufe ich sie an. Mehrmals hintereinander. Sie geht nicht ans Telefon. Ich wechsle die Straßenseite, schaue in ihre Wohnung. Es brennt kein Licht. Vielleicht schläft sie, es ist schon fast elf. Wieder rufe ich an. Wieder nimmt sie nicht ab. Aber es ist, als ließe es sich nicht auf-schieben, ich muss sie sehen, jetzt sofort, weshalb ich mich vor den Hauseingang setze und warte. Für einen Moment schließe ich die Augen, ich bin schrecklich müde, schlafe fast ein – trotz der Kälte –, als es plötzlich »Hi!« ruft.

Lou steht direkt vor mir. Im Dunkeln sehen ihre Haare rötlich aus. Als sei nichts gewesen, öffnet sie die Haustür und fragt, ob ich nicht mitkommen wolle.

»Doch«, antworte ich.

In ihrer Wohnung stellt sie Musik an, bevor sie ein Stück Camembert und ein paar Scheiben Baguette auf einen Teller legt, sich damit auf den Boden setzt und im Schneidersitz anfängt zu essen.

»Welches Buch wollen wir als Erstes lesen?«, fragt sie dann und hält mir ein Stück Brot hin.

»Wie meinst du das?«

Noch immer weiß ich fast nichts über sie, noch immer begreife ich nicht, warum sie zwischendurch verschwindet, Angst bekommt, meine Fragen unbeantwortet lässt. Und trotzdem tut sie so, als gehörten wir von nun an zueinander, als sei das alles eine Selbstverständlichkeit.

»Na, worauf hast du Lust? Was würdest du gerne lesen?«

Ich antworte nicht, frage sie nur, warum sie nicht angerufen habe.

»Hätte ich noch getan, es war nur viel los.«

Vielleicht hat sie recht, vielleicht liegt es an mir und nicht an ihr, daran, dass ich nichts zu tun habe in meinem

Leben. Vielleicht kommt es mir nur deshalb so vor, als hielte sie mich auf Distanz.

Ich sage ihr, dass ich nicht so gerne Birk heißen wolle, weil es mich an einen Baum erinnere und sich das bedrohlich anfühle. Sie reagiert nicht, deshalb rede ich einfach weiter, erzähle ihr von meinem Traum. Noch immer schweigt sie.

»Beckett? Den magst du doch, oder?«, frage ich nach einer Weile, um die Stille zu durchbrechen.

Sie lacht. Lou-Lachen. Beinahe ohne Ton, auch ihr Mund verändert sich kaum, sie lacht vor allem mit den Augen, die werden bläulich, wenn sie lacht. Ohne etwas zu sagen, steht sie auf, durchwühlt den Bücherstapel neben ihrem Sofa, dann geht sie ins Schlafzimmer. Ich schreibe Nora, dass es später werde.

Mit zwei Büchern in der Hand kommt Lou zurück. Eins davon hält sie mir hin. »Das hier habe ich doppelt. So können wir gleichzeitig lesen.«

Sie setzt sich neben mich auf den Boden, wir strecken unsere Beine aus, lehnen unsere Rücken ans Sofa. Ich schlage das Buch auf. »Malone stirbt«. Ja, Beckett. Es ist zu dunkel im Zimmer, die Glühbirne an der Decke leuchtet den Raum nicht aus, meine Augen müssen sich auf die Buchstaben konzentrieren, nach ein paar Seiten fangen sie an zu brennen. Vielleicht auch aus Müdigkeit. Ich lese trotzdem weiter, spüre ihren Körper neben mir, ihr Ohr ist direkt neben meinem. Wir lesen fast im selben Tempo. Wenn Lou umblättert, blättere auch ich um. Zwischendurch steht sie auf, läuft mit dem Buch durchs Zimmer, geht aus dem Raum, kommt wieder, setzt sich zu mir. Ich kann mich nicht konzentrieren, verstehe die Worte kaum, die ich lese, bin nur bei Lou, nicht bei der Geschichte, nicht bei Malones Tod, nur hier. Bei ihr. Wir lesen immer weiter.

Als sie fertig ist, schlägt sie ihr Buch zu und sagt: »Am Leben hängen nur die Dummen.«

»Wie meinst du das?«, frage ich.

Lou erzählt, dass das Leben nur auf den Tod ziele und sie nicht verstehen könne, warum die Menschen nicht über ihr Sterben nachdachten, obwohl das doch das Wichtigste sei. Dass sie nicht verstehen könne, wie alle ihre Leben führten und sich dabei kein Ende ausdachten. Sie läuft durchs Zimmer, während sie spricht. Der Dielenboden knarrt unter ihren Füßen bei jedem einzelnen Schritt. Dass es nicht ausreiche, den eigenen Tod nur abstrakt anzuerkennen, sagt sie, dass man sich vielmehr bildlich vorstellen müsse, wie man sterben werde, ganz konkret. Weil man erst dann frei über sein Leben entscheiden könne, wenn man den eigenen Tod kenne.

»Aber man kann sich das Ende doch nicht aussuchen«, erwidere ich. Sofort kommt sie auf mich zu, setzt sich wieder und flüstert: »Doch, vielleicht schon. Ich möchte auf jeden Fall im Schnee sterben. Erfrieren vielleicht. Oder von einem Felsen springen und dann im Schnee liegen. Und am liebsten nie gefunden werden.« Sie hält inne, dann fragt sie beiläufig: »Und du?« Es hört sich an, als spräche sie übers Wetter, als seien ihre Worte eine Belanglosigkeit.

»Ich weiß nicht ... lieber gar nicht sterben.«

Für einen Moment überlege ich, ihr zu erzählen, dass ich diesen Satz vor ein paar Monaten nicht gesagt hätte, doch dann lasse ich es sein, weil ich mich davor fürchte, dass sich ihr Bild von mir verändern könnte, wenn sie es wüsste, wenn sie sich die vielen Schlaftabletten vorstellen würde, die ich mit viel Alkohol heruntergeschluckt habe. Danach musste ich mich so lange übergeben, bis die Tabletten in der Toilettenschüssel landeten. Ich sah sie noch dort liegen, viele kleine weiße Punkte in meiner Kotze. Einzeln

kamen sie heraus, unverdaut, man hätte sie abspülen und wiederverwenden können. Niemand weiß das. Es war etwa ein halbes Jahr nach dem Unfall. Ein warmer Tag, Frühling. Die ersten Krokusse blühten, auf der Wiese sammelten sich die ersten Bierflaschen des nahenden Sommers. Die Luft roch nach Sonnencreme, der See glitzerte vor sich hin. Die Menschen kamen in Scharen aus ihren Häusern, überall waren Pärchen unterwegs, Jugendliche in Gruppen, Eltern mit ihren Kindern. Sie aßen Eis, saßen am See, auf Picknickdecken, ein paar von ihnen sprangen von der Rheinbrücke in den Fluss. Alles um mich herum schien zu strahlen, die ganze Stadt war erfüllt davon. Und mir ging es immer schlechter. Im Herbst oder im Winter ist es leichter, traurig zu sein. Ich fühlte mich einsam und verloren, als sei mir alles entglitten, saß stundenlang im Dunkeln, schaute nur zwischendurch nach Oma, sehnte mich nach Mama und Papa, wollte bei ihnen sein und wünschte so sehr, es würde einfach alles aufhören.

All das erzähle ich Lou nicht, ich erzähle auch nicht, dass es mir erst mit ihr wieder vorkommt, als existiere ich wirklich, als sei das mein Leben, ein richtiges Leben, nicht nur ein Warten auf irgendetwas, auf das Ende oder auf eine andere, eine bessere Realität. Nichts davon sage ich, auch Lou sagt kein Wort, wir schweigen uns an.

Irgendwann legt sie sich auf den Boden. Ihre Augen sind kleiner als sonst, wässrig. Ich bin schrecklich müde.

»Deine Eltern ... wie sind sie eigentlich gestorben?«, frage ich und hoffe, dass sie mir zumindest diese Frage beantworten wird. Vielleicht war es auch ein Unfall?

Sie liegt auf dem Rücken, ihre Arme nah am Körper, ihre Beine gerade, ganz steif sieht sie aus, wie eine Puppe. Auch ihr Gesicht ist ohne jede Mimik. Sie schaut nur an die Decke, sagt lange nichts, dann – nachdem sie die

Augen geschlossen hat: »Mein Vater mit einem Messer, glaube ich.«

Ich weiß nicht, was ich darauf antworten soll, schaue sie nur an, wie sie auf dem Boden liegt, sich nicht bewegt. Einige Tränen laufen aus ihren Augen in ihre Haare und ihre Ohren. Sie wischt sie nicht weg, lässt sie einfach an ihrem Gesicht herunterlaufen. Ich lege mich zu ihr, drehe mich auf die Seite, schaue sie an. Dann ziehe ich meine Beine an und lege, ganz sanft nur, meine Hand auf Lous Bauch.

Mit ihrem Gesicht vor meinen Augen wache ich auf. Sie schaut mich an, über mich gebeugt, lächelt. Mein Rücken schmerzt, der harte Boden drückt gegen meine Wirbelsäule.

»Guten Morgen.«

Sie blickt mir tief in die Augen, kommt dabei immer näher, bis sich unsere Nasenspitzen berühren. Für einen Moment bleiben wir so. Ich schliesse die Augen, um sie besser spüren zu können: ihre kleine, kalte Nase, ihre spröden Lippen auf meinen, die einen Kontrast bilden zu ihrer weichen, glatten Zunge. Wir bewegen uns im Gleichtakt, unsere Zungen, Lippen, Köpfe, es ist symmetrisch und schön, ganz sanft und leicht. Ich lege meine Hände an ihren Kopf, drücke sie an mich, spüre ihre Haare an meinem Gesicht, ihre Schenkel an meinen. Sie legt sich auf mich, ihr Körper fühlt sich leicht an, gleichzeitig so, als würde er mich komplett bedecken. Wie eine warme, kuschelige Decke, die mich umgibt. Eine Weile bleiben wir aufeinander liegen, küssen uns, dann dreht sie ihren Kopf zur Seite und hält inne. Ich berühre ihre Wange mit meinem Gesicht, fahre mit meiner Nase daran entlang, küsse sie auf den Hals. Sie riecht nach Quellwasser und Zitrone. Und ein bisschen nach frisch gemähtem Gras.

Die Sonne scheint ins Zimmer, ein paar Sonnenflecken wandern über unsere Körper. Lou streckt ihre Arme über meinem Kopf aus und gibt mir einen Kuss, bevor sie aufsteht, um die Kaffeemaschine anzustellen.

»Das war schön«, ruft sie mir durch den Raum zu.

Ich nicke, sage: »Ja, das war es. Sehr schön.«

Die Katze kommt zu mir, läuft an meinem Rücken entlang, schmiegt sich an mich.

Dann trinken wir Kaffee, nebeneinander auf dem Sofa, Lou im Schneidersitz, die Katze auf ihrem Schoß, in der Kuhle zwischen ihren Beinen. Das Bild erregt mich. Immer weiter möchte ich sie küssen, jede einzelne Stelle ihres Körpers spüren.

Lou reagiert nicht auf meine Blicke, schaut nur die Katze an und zwischendurch nach draußen.

»Ich muss gleich noch zu Oma«, sage ich.

»Darf ich mitkommen? Ich würde sie gerne kennenlernen.«

»Äh, ja klar, gerne«, antworte ich und mag es, dass sie sich für Oma interessiert.

Ob man ihr den Tod schon ansehen könne, fragt Lou.

»Wie meinst du das?«

Sie schaut mich an, ganz ernst plötzlich, eine Falte zwischen ihren Augenbrauen, konzentriert sieht sie aus.

»Ich weiß nicht, es interessiert mich, ob man den Tod irgendwann kommen sieht. Oder wie er riecht, der Tod.«

Als sie im Badezimmer ist, gehe ich auf den Balkon und rufe Nora an. Sie erzählt, dass Margit angerufen und angeboten habe, mit der ganzen Familie an Weihnachten zu uns zu kommen.

»Das ist doch scheiße!«, schreie ich ins Telefon – weil ich keine Lust habe auf so viele Menschen, auf Margit,

die sich immer einmischt, und weil ich es schön fände zu viert, nur mit Nora, Britta und Lou.

»Ich hab nichts mit ihr ausgemacht, nur versprochen, dass ich zurückrufen werde. Dann lass uns nachher darüber sprechen, okay?«, schlägt Nora vor. Wir verabschieden uns. Und obwohl mir kalt ist, bleibe ich einfach stehen. Der Balkon ist karg und grau, dennoch fühlt es sich gut an, hier zu sein – weil es Lous Balkon ist.

»Erzählst du mir von dir als Kind, von deiner Familie?«, fragt sie auf dem Weg zum Krankenhaus, ihr Blick zu Boden gerichtet. Sie läuft in einer Linie über das Kopfsteinpflaster, setzt ihre Füße ganz eng und dicht hintereinander auf die kleinen Steine. Immer auf einer Linie – so, wie sie die Gleise entlangelaufen ist in meinem Traum.

»Wo soll ich anfangen? Also was möchtest du wissen?«, frage ich.

Sie antwortet – noch immer, ohne mich anzuschauen –, dass ich es mir aussuchen könne.

Von meiner ersten, bewussten Erinnerung erzähle ich: von Mama und Papa, wie sie nach Noras Geburt aus dem Krankenhaus kamen. Da war ich vier, noch zu klein, um Nora ständig mit mir herumzutragen, wie ich es gerne getan hätte. Doch ich durfte sie halten, wenn sie auf meinem Schoß lag. Oft hat Mama mir vorgelesen, während sie Nora gestillt hat. Dann erzähle ich, wie Nora später weinend aus der Schule kam wegen einer schlechten Note, und wie nur ich da war, Mama und Papa noch bei der Arbeit. Ich wollte sie trösten, habe ihr Witze erzählt, dabei aber meistens die Pointe vergessen. Ich erzähle, wie wir unser erstes Baumhaus gebaut haben, von unseren Fahrradtouren im Sommer und wie es sich angefühlt hat, wenn wir in den Urlaub gefahren sind, in dem kleinen

Golf, ohne Klimaanlage, von der Luft, die immer wärmer wurde, und dem Moment, in dem wir zum ersten Mal das Meer riechen konnten.

Lou sagt nichts, hört nur zu.

Immer weiter erzähle ich von früher. Die Bilder drängen sich in mein Bewusstsein, zuerst noch vorsichtig, bruchstückhaft und fremd, dann immer bunter, klarer, bis sie sich spüren lassen. Ich sehe Mama und Papa vor mir, Nora und mich gemeinsam zur Schule laufen, die toten Insekten, die wir im Garten begraben haben, erinnere mich an die vielen Kreuze in den Blumenbeeten. Für jede Spinne, jeden Falter, jede Biene eines, immer mit Zeremonie natürlich. Und mit Gänseblümchen. Viele Kellerasseln.

»Wo sind die eigentlich hin?«, fragt Lou.

»Wer?«

»Die Kellerasseln, früher gab es so viele davon.«

»Ich weiß nicht, sie waren einfach irgendwann weg«, sage ich und fange plötzlich an zu weinen – ohne dass ich es kommen gespürt habe. Die Tränen sammeln sich in meinen Augen und meinem Hals, steigen nach oben, ich schaffe es nicht, sie zu unterdrücken. Aus den Augenwinkeln sehe ich, dass Lou mich anschaut. Hastig drehe ich meinen Kopf von ihr weg.

»Das hört sich schön an, was du erzählst«, sagt sie leise und legt ihren Arm an meinen Rücken. Ihre Füße verlassen die Linie.

»Ja, da war alles noch gut.«

»Komm, lass uns da irgendwo hinsetzen«, sagt sie und zeigt nach links auf einen großen Platz. Darauf eine große, prunkvolle Kirche und ein paar Bäume, die aussehen, als langweilten sie sich.

Wir setzen uns nebeneinander. Kaum jemand kommt an uns vorbei. Lou lehnt sich an mich.

»Hast du auch ein paar schöne Erinnerungen an deine Kindheit?«, frage ich.

Sie schweigt. Ich weiß nicht, ob sie überlegt oder den Moment nur so lange hinauszögern möchte, bis meine Worte keine Rolle mehr spielen. Ob sie mir irgendwann zumindest einige meiner Fragen beantworten wird? Ob es die Trauer ist, die sie davon abhält oder ob wir uns nur noch nicht nah genug sind, obwohl es sich so anfühlt?

Niedergeschlagen sieht sie aus, mein Fragen scheint sie zu belasten. In der Hoffnung, dadurch die Trauer aus ihren Augen ziehen zu können, wechsle ich das Thema, erzähle von Margits Anruf und schiebe dann – weil Lou noch immer schweigt – hinterher, dass ich am liebsten einfach meine Ruhe haben würde.

Sie sagt, dass sie das kenne. Und: »Ruhe ja, aber keine Stille. Die Stille ertrage ich nicht. Die meisten Menschen wissen gar nicht, wie still die Welt sein kann.«

Es fängt an zu regnen, wir bleiben dennoch sitzen. Ich ziehe meine Jacke aus und halte sie über uns. Ganz eng müssen wir uns aneinanderlehnen, um beide darunter Schutz zu finden.

Lou sagt: »Wir sollten echt mal wegfahren, irgendwohin, wo es schön ist. Man sollte nicht in einer Stadt leben, in der die Winter so kalt und grau sind. Es regnet, man wird nass, erniedrigt, jeden Tag.«

Ich nicke, stelle mir Lou und mich an einem schönen, warmen Ort vor. Nur wir zwei, ganz idyllisch ist es in meiner Vorstellung, ich sehe uns schön und glücklich.

Der Regen läuft von der nassen Jacke an unseren Körpern entlang. Lou sagt: »Wie geschmolzener Schnee. Manchmal fühlt es sich so auch in meinem Gehirn an, ganz kalt und nass von innen. Wie geschmolzener Schnee im Kopf.«